

## Susannes Schulanfang

Wir sind in einem kleinen Dorf im sächsischen Vogtland auf halbem Wege zwischen Zwicau und Plauen. Schon immer lebte hier die Familie, auch die Eltern von Oma und Opa waren hier geboren und gestorben. Das kleine Mädchen sah seine Mutter manchmal für einen Tag, wusste nichts vom Vater. Das kannte sie nicht anders, fühlte sich wohl, hatte Oma und Opa um sich, im Garten die Ziege, die auf der kleinen Wiese das Gras fraß und ihre gekuschelte und geknuffte Freundin war.

An diesem Septembermorgen war sie der Oma ausgebüxt. Im Nachthemd huschte sie durch die Haustür und blickte von der Treppe über die Stachelbeersträucher in den Garten. Ziege Hanni war nicht zu sehen. Sie hob den Blick über die flache Senke, sah auf ein Gehöft und die Kirchturmspitze, die sich einsam über die Bäume des Rittergutparks erhob. Von dort kommen die Kinder, die sie heute kennen lernen wird. Neben der Kirche, sagte Oma, ist die Schule. – So weit, dachte sie, plötzlich erschrocken. – Sie war kaum ins Dorf gekommen, kaum aus „Polen“ weg gewesen. „Polen“, so nannten die Siedler ihre wenigen Häuser inmitten kleiner Gärten auf dem flachen Hügel. Vielleicht hatten hier polnische Schnitter zu Kaisers Zeiten gelebt. Für das Mädchen war dies Polen die Welt. Hier kannte sie alles: den murmelnden Bach, den aufgestauten Teich mit seinen Fischen, den steilen Hang hinter dem Haus, wo sie zur Winterszeit auf der kurzen Käsehitsche rodelte. Hier durfte sie überall hin, soweit Omas Stimme reichte. Alles gab es, was sie zum Spielen brauchte. Ganz allein spielte sie stundenlang. Ihre Fantasie schuf den Prinzen, wenn sie als verwunschene Prinzessin im Busch hockte. Sie befahl ihm, wenn sie erlöst werden wollte.

An den Fußsohlen spürte sie die kalten Steine der Treppe. Die Haustür klappte, Oma schimpfte, fasste ihren Oberarm und zog sie barsch herein. Oma stellte sie auf einen Stuhl. Wohlig empfand sie die Wärme der großen Küche. Die Waschschiüssel dampfte. Sie zog das Nachthemd über den Kopf, patschte in das warme Wasser, spritzte viel zu viel und huschelte sich in das angewärmte Handtuch, mit dem Oma sie trocken rieb. Das war schön, auch wenn Oma noch leise brabbelte. Wenn nur das verhasste Anziehen nicht käme!

„So, kleine Susi. Sieh dich an!“ – Sie lief zum Spiegel. Ein Schulmädchen im Feststaat. Krause, schwarze Locken mit roter Schleife geschmückt, ein Puffärmelkleidchen aus Pepita. Die Knie blieben frei. Eine große Zuckertüte hielt das Mädchen, fast so groß wie sie selbst.

Oma sah stolz auf ihr Enkelchen. Opa hatte in seine geheime Truhe mit Kleiderstoffen gegriffen, die er für Prämien an die Arbeiter verwendete. Reste von Stoffpartien fielen im Betrieb ab. Ehe er sie „der Produktion wieder zuführte“, also in den Reißwolf am Anfang warf, nutzte er sie so. Nie nahm er für sich. Für den Schulanfang seiner Enkelin hat ihn Oma überredet und auf der alten Singer-Nähmaschine das Pepitakleidchen geschneidert. Nun will Susi die Schönste der Schulanfänger sein.

„Fein“, sagte Susi und wollte in die Hände klatschen. Doch sie hielt die große Zuckertüte fest. Sie hatte Oma heimlich beobachtet, als sie die Tüte füllte, und in Gedanken schon aufgeteilt, was sie verschenken wollte und was unbedingt selbst gegessen werden musste.

„Genug bewundert, kleine Prinzessin?“ – Susi drehte sich um, strahlte. „Geht Opa auch mit?“ – „Er kommt vom Betrieb zur Schule.“ – „Au fein!“ Nichts Schöneres gab es für sie, mit ihren beiden Händen Oma und Opa anzufassen. Wenn sie zwischen ihnen lief, stritten sie nicht, keiften nie vor anderen Leuten. Die anderen Kinder werden ihr von Oma genähtes Kleid bestaunen. Sie wird Bonbons verschenken, genau auswählen, wem sie gibt. „Gehen wir endlich?“ – Oma nahm die große Zuckertüte von Susi, die sich sträubte. – „Trägst sie im Dorf wieder selbst. Hier sieht dich keiner. Dort sollen sie dich sehen.“ – Das überzeugte.

Der Himmel spannte sich über Oma und Enkelin. Faserige einzelne Wolken ließen viel Sonnenlicht herunter fallen auf eine trockene Flur. Auf der Westseite des Dorfes, wo die Bahnlinie nach Plauen sich am Talhang entlang wand, leckten über die Hügelkämme einzelne schwarze Regenwolken. – Den Tag wird es noch aushalten, dachte Oma.

Sie betraten das Pflaster der Dorfstraße. Weit unten im Dorf lief eine Mutter mit ihrem ABC-Schützen. Susi sah Schiefertafel und Schwamm vom Ranzen des Jungen an seine Hose schlagen. So sehe ich auch aus, dachte sie. Aber ich bin ein Mädchen, habe ein Kleid an, ein schönes Pepitakleid. Sie bedauerte, dass der Junge vor ihr lief und sie nicht sehen konnte.

Opa stand an der Schule. Sie wollte sich losreißen und zu ihm rennen, wie sie das immer tat. Aber sie zuckte nur kurz, ihre neue Würde verbot das. Sie sah auf Opas weißes Haar, in dem sie manchmal wühlte. Er war etwas kleiner als die anderen Männer neben ihm. Tiefe, harte Gesichtszüge verrieten ein Leben voll Arbeit und Kampf. Gespalten stand das Dorf zu ihm. Sie hörte raunen: „... der Bürgermeister ist selber für seine Enkelin gekommen ...“ – Dabei war Opa schon ewig kein Bürgermeister mehr. – Endlich stand sie zwischen Opa und Oma, hielt ihre Zuckertüte. Sie war die größte und ihr Kleid das schönste. Sie merkte, dass sich fast alle Kinder schon kannten. Endlich gingen sie hinein, sittsam an der Hand ihrer Eltern, wie sich das für den ersten Schultag gehört.

\* \* \*

Am nächsten Tag regnete es. Susi lief schnell in die Schule, nicht nur des Regens wegen. Unbedingt wollte sie vor ihrem Banknachbarn da sein. Alle Kinder räumten gestern ihre Zuckertüten aus und aßen die Bonbons. Das ungewohnte Stillsitzen wollte belohnt sein. Doch von Susis großer Tüte blieb viel übrig. Heimlich hatte sie Bonbons tief hinten unter ihrer Bank verstaut. Sie schaffte es, war die erste ihrer Klasse, ein schneller Griff: alles noch da. Sie wird viel verschenken können. Darauf freute sie sich.

Sie nahm den Holzfederkasten aus der Schultasche und stellte ihn in die vertiefte Rinne auf dem schrägen Banktisch, holte die Fibel heraus und wippte mit dem Klappsitz. Die anderen Kinder kamen, setzten sich geräuschvoll und sahen neugierig auf die fremde Susi. Karli, ihr Banknachbar, huschte als Letzter beim Klingeln durch die Tür, schob fix den Ranzen unter die Schulbank und saß ganz still, als hätte er schon Ewigkeiten so gesessen.

Endlich Pause. Susi gab Zeichen an Karli. Er guckte neugierig. – „Ich habe etwas für dich!“ Sie griff unter die Bank, fühlte eine große eingewickelte Praline und hielt sie hoch. „Für dich! Magst du doch?“ – Karlis Blick blieb abwartend. „Warum?“ – „Weil du mein Banknachbar bist.“ – Karli dachte an Worte seiner Eltern über den Großvater von Susi. Nun saß diese Susi neben ihm. „Willst dich doch bloß einkratzen!“ – Warum ist Karli so? Sie hat es doch nur gut gemeint. – „Hast du noch mehr?“ – Susi nickte. „Noch ganz viele.“ – „Ich geh raus, spielen.“ – „Ich auch.“ – Aber Karli sprang schnell weg. Susi sah ihm mit hängenden Schultern nach. Was hat er nur? – Dann warf sie den Kopf nach hinten und ging erst mal zur Toilette.

Sie kam zurück und sah die halbe Klasse um ihre Bank versammelt. In der Mitte teilte Karli Bonbons aus. – „He!“ rief sie. „Das sind meine Bonbons! Was fällt euch ein?“ – „Wir teilen sie gerecht auf. Hier gibt es keine Extrawürste. Du denkst doch, du bist eine, nur weil dein Opa Direktor ist.“ – Susi blickte von einem zum anderen, verstand nichts. „Aber es sind meine Bonbons, ich verteile sie!“ – „Du siehst doch, dass wir das selber machen, Franzosensuse.“ – Susi blickte auf den Sprecher und sah in böse Augen. Sie wurde rot im Gesicht. „Nimm das zurück!“ – „Nie! Hier kann dich dein Opa nicht beschützen.“ – Susi wollte auf ihn zu. Alle drängten sie ab. Ohnmächtig, wütend starrte sie auf die Mauer, die ihre Bonbons umgab. Sie

wollte sie ja verteilen. Aber doch nicht so! „Ihr seid ja so gemein!“ – „Franzosensuse, Franzosensuse!“ – Susi schluckte. Das war also auch Schule.

Das Klingeln erlöste sie. Alle strebten zu ihren Plätzen. Bitterböse sah sie Karli an. Der guckte schadenfroh zurück. Es gab keine Bonbons mehr.

Die Lehrerin kam herein, und alle Kinder standen still. Die Lehrerin roch, dass da etwas faul war in dieser erst einen Tag alten Klasse. „War was?“ fragte sie. – „Wehe, du petzt“, raunte Karli. – Das wollte Susi gar nicht. Krampfhaft unterdrückte sie ihr Schluchzen. Die Lehrerin fand nichts. „Seid bereit!“ sagte sie. – „Immer bereit!“ antworteten die Kinder. – „Das geht schon gut. Danke! Setzen!“ – Mit dem Gepolter der Klappsitze wich die Spannung aus den Gesichtern der ABC-Schützen.

Bei Susi wich nichts. Schwer fiel ihr, alles zu verbergen. Was sollte das Wort „Franzosensuse“? Wieso war sie eine Extrawurst? Warum sind die so gemein zu mir? Diese letzte Stunde rauschte an ihr vorbei.

Draußen vor der Schultür, als die Ersten auseinander strebten über den aufgeweichten Schulhof, riefen Kinder: „Franzosensuse!“ – Susi ging auf sie zu. „Warum seid ihr so gemein zu mir? Ich habe euch nichts getan!“ – Es waren drei Jungen, Karli darunter. – Sie drängte heran. – Aber sie drängten zurück und – patsch, lag Susi in der Pfütze. Die Jungen lachten und rannten weg. „Franzosensuse!“ tönte es hämisch. Dann verschwanden sie.

Susi rappelte sich auf. Nässe kroch vom Unterarm unter dem Jackenärmel hoch, durchweichte ihre Kniestrümpfe, griff nach ihren Beinen und – wie sah sie nur aus! Tränen würgten sie. Allein stand sie auf dem nassen Schulhof voller Pfützen. Da schluchzte sie los und heulte sich den Kummer von der Seele. Erst langsam, dann entschlossener, setzte sie die Schritte heimwärts. Wenigstens regnete es nicht mehr. Oma wird sie trösten, vielleicht auch erklären. Warum war sie für die – Franzosensuse?

„Kind, wie siehst du denn aus? Konntest du nicht aufpassen?“, schimpfte Oma. – „Bin nicht hingefallen. Geschubst haben die mich.“ Wieder kullerten Susis Tränen. So schön hatte sie sich den Tag ausgemalt, mit Bonbons neue Freunde findend. Der Schultag war vorbei, die Bonbons weg, die feinen Sachen schmutzig und nur böse Jungen um sie herum. Sie schluchzte und erzählte stockend, während Oma half, die nassen Sachen auszuziehen. Dann nahm Oma den Wassertopf vom Küchenherd, goss warmes Wasser in die Waschschüssel, ließ Susi planschen und trocknete sie mit vorgewärmtem Handtuch. So weichte der Kummer auf. Susi erzählte an Omas weicher Brust. Oma verstand, was geschehen war.

\* \* \*

Sie dachte an Opa, als sie ihn lieben lernte. Da war er schon bei den Sozialdemokraten. August Bebel und Goethes Faust, anderes las Opa nicht, das aber gründlich. Er gewann in einer Lotterie. Das Geld reichte für einen Lehrgang zum Webmeister. Der kleine Fabrikant staunte über den fleißigen, zielbewussten Arbeiter, machte ihn zum Meister. Dann kam Hitlers „Machtergreifung“ – es wurde eng um Opa. Doch im Dorf hielten sich Klassenkampf und „völkischer Aufbruch“ in Grenzen. Mit dem neuen strammen Ortsgruppenführer hatte Opa in Kindertagen im nahen Steinbruch Bergsteiger gespielt. Man schickt Schulkameraden so schnell nicht in ein KZ. Ein kleiner Fabrikant braucht auch seinen guten Meister. So hatte Opa Glück im Leben, auch mit den Soldaten: für den Ersten Weltkrieg noch zu jung, für den Zweiten zu alt. Dann kamen die Amerikaner ins Dorf und machten ihn zum Bürgermeister. Ihnen folgten Russen. Der neue Kommandant sah scheel auf den Sozialdemokraten, doch Kommunisten gab es keine in diesem Vogtlanddorf mit seinem Rittergut und seiner Weberei.

Sie kamen gut miteinander aus, bis der Kommandant verlangte, Opa möge ihm die aktiven Nazis nennen. – „Sind alle schon weg“, versuchte Opa abzuwiegeln. – Das gäbe es nicht in Deutschland. Will er mit ihnen gemeinsame Sache machen? – Da hat Opa von zwei Güterwaggons gesprochen, die eines Abends im Bahnhof des Ortes abgekoppelt standen. Frauen saßen und lagen darin auf wenig Stroh mit ihren Kindern, Flüchtlinge aus Ostpreußen und Schlesien. Sie knieten vor ihm, dem Bürgermeister. Acht Wochen waren sie kreuz und quer durch Deutschland gefahren worden, niemand wolle sie behalten. Vom Hunger redeten sie gar nicht. Opa hat immer drei mit ihren Kindern genommen und ging durchs Dorf. Wo er wusste, dass Platz war im Gehöft, blieb eine Frau dort. Er ging auch zu denen, deren Parteiabzeichen früher am Revers glänzte. Sie hätten gutzumachen, so können sie Hilfe leisten. Es war Morgen, als sich die letzte Frau bei ihm bedankt hat. „Wenn es noch Nazis gäbe im Dorf“, sagte Opa zum Kommandanten, „dann büßen sie und tun Gutes. Ich will Ruhe haben im Dorf.“

Der junge Hauptmann sah auf den alten Arbeiter und dachte: Nun hat er schon zweimal nein gesagt. Beim ersten Mal hatte das Dorf das Eiersoll nicht erfüllt. Er tobte. Opa hörte zu und sprach: „Jetzt legen Hühner keine Eier. In Russland auch nicht. Wo keine Eier, da kein Soll.“ – Der Hauptmann war ein Stadtkind. Woher sollte er wissen, wann Hühner keine Eier legen? Das sagte er zu seinem Vorgesetzten. Der nickte und bemerkte noch: endlich mal ein aufrechter Deutscher. Solche Deutsche haben sie selten erlebt. Vertraue ihm, sprach er zum Hauptmann. Ob er jetzt auch wieder so redet, wenn es um Nazis geht?

Aus dem Dorf musste niemand fort. Manche unfreiwilligen Wirte dieser Flüchtlinge verstanden Opa. Einige verstanden es nicht, trugen es Opa nach und lehrten es auch ihren Kindern.

Opa war gern Bürgermeister. Nach einiger Zeit fand seine neu geschaffene Einheitspartei, dass zuviel Sozialdemokraten Bürgermeister waren. Er ging zurück in die Weberei, wurde ihr Direktor, als der Fabrikant verschwand. Wieder feindeten ihn viele an, sein Regiment sei nicht anders als unter ihm. – „Arbeit ist Arbeit, und jetzt arbeitet ihr doch für euch. Warum wollt ihr da schludern?“ – Wieder haben ihn einige nicht verstanden.

\* \* \*

An all das erinnerte sich Oma, während Susi an ihrer Brust lag. Oma erzählte, wählte ihre Worte für eine Sechsjährige. Es wurde ein langer Nachmittag. Susi wusste nun noch besser, warum sie stolz auf Opa sein konnte.

Aber wie sie soll sie nur den nächsten Tag bestehen? Hilflös fragte sie: „Was soll ich tun, Oma?“ – „Dich wehren, Susi. Opa hat sich immer gewehrt: gegen den Fabrikanten, gegen die Nazis, gegen die Russen, gegen faule Arbeiter. Wehre dich, dann halten auch andere zu dir.“ – Da schluckte Susi. Sie wird lange nachdenken müssen. Denn sie stand allein, und mindestens drei würden gegen sie sein. Ihr musste etwas einfallen, etwas Überraschendes, Unwartetes.

Abends im Bett geschah es: Im Schuppen hing ein langer Lederriemen. Damit kann sie sich die Jungen auf Abstand halten. Ja ... Dann schlief sie ein.

\* \* \*

Am nächsten Morgen regnete es nicht. Der Himmel war weiß und heller als gestern. Überall glänzten Pfützen in den Wegen und Wiesen. Susi trat mit dem Ranzen vor die Haustür. Unten stand Hanni am Wiesenrand und blickte Susi erwartungsvoll mit ihren braunen Ziegenaugen an. Das kleine Bärtchen sprießte gerade ab. Lustig sah Hanni aus, schien zu warten. Susi

sprang die Stufen herunter, ließ Hanni stehen, trat an die Hauswand. Dort wuchs ein großes Grasbüschel an den Steinen. Susi mühte sich, endlich konnte sie es herausreißen, breitete es auf die Hand und hielt das Gras vor Hannis Maul. Hanni äugte, legte würdevoll das Haupt zur Seite. – „Friss endlich!“ rief Susi ungeduldig. Langsam neigte Hanni den Ziegenkopf. Ihre Zunge glitt über die vorgehaltene Hand, Susi spürte sie wie ein Reibeisen, einzelne Gräser fielen herab. – „Aber Susi“, rief Oma. „Komm schnell zurück. Du musst dir die Hände nochmal waschen. Man geht nicht mit Händen in die Schule, über die eine Ziege geleckt hat.“ – „Aber ich habe ihr doch immer früh ein Büschel Gras gegeben ...“ Brummelnd stieg sie folgsam die Stufen wieder hoch und verschwand unter Omas Armen, einem Küken gleich, das unter die Flügel seiner Glucke zurückkehrt.

Ziege Hanni meckerte, trottete zurück zum Pfahl. Susi kam wieder, winkte ihr zu und lief eilig, die verlorene Zeit einzuholen. Sie prüfte verstohlen, ob der Lederriemen noch am Unterarm saß, ob er schnell herauszuziehen sei, war vorsichtig, ihn nicht zu lockern. Ihn richtig zu verstauen, war schwierig gewesen. Heimlich hat sie das getan, Oma hätte es vielleicht nicht erlaubt. Als sie auf die Dorfstraße bog, sah sie die drei Jungen vor sich, Karli darunter. Susi folgte, bemüht, sie nicht zu früh einzuholen.

Auf dem Schulhof blieben sie stehen, drehten sich um. Einer nach dem anderen schoben sie die Daumen unter die Tragriemen ihrer Ranzen, reckten sich in Positur. – Susi schlug das Herz bis zum Hals. – „Franzosensuse!“ schallte es. – Susis Gesicht wurde ganz weiß. Sie zog blitzschnell mit der rechten Hand den Lederriemen aus dem linken Unterarm, nutzte den Schwung zum Ausholen und schlug in ihre Beine. – Die drei Jungen begriffen nicht gleich. Als sie den Schmerz spürten, klatschte ihnen der Lederriemen auf Brust und Oberarme, und als es anfang, richtig weh zu tun, sahen sie den Lederriemen weit ausgeholt zum dritten Schlag. Schreiend wandten sie sich zur Flucht. Das Riemenende traf noch Karlis Hinterkopf – dann war die Schlacht geschlagen und gewonnen. – Aufatmend sah Susi den Dreien nach, wie sie durch Pfützen platschten und in sicherem Abstand stehen blieben. Sie reckte sich, sah sie triumphierend an. Dann betrat sie die Schule, ging zur Klasse, in ihre Bank, klappte den Sitz hoch und packte die Schultasche aus. Sie tat es genussvoll, achtete nicht auf andere, überlegte, wie lange Karli brauchen würde, sich neben sie zu setzen.

Dann kam er. Mit respektvollem Blick quetschte er sich in die Bank. Er streifte den Ranzen ab, legte ihn auf den Tisch. Dabei ließ er sie nicht aus den Augen. – Susi stützte die Arme auf die Tischplatte und sah ihn an. – Karli setzte sich. „Frieden?“ – Susi brauchte Zeit zu begreifen, was Karli da anbot. Noch zweifelte sie. „Immer?“ – „Immer!“ Er streckte ihr die Hand hin. – Susi sah darauf. Kleine Zweifel blieben. „Und ewig?“ – „Und ewig!“ – Susi griff zu Karlis Hand. – „Wir petzen auch nicht. Hast auch nicht gepetzt, gestern.“ – Dann klingelte es, die Lehrerin trat ein, alles wie gestern. Nur, dass in der Stunde Karli und Susi erst verstohlen, dann offen achtungsvolle Blicke tauschten.

Susi wollte es für sich behalten. Aber das ging nicht, ihr Herz quoll über. – „Mädchen, Mädchen“, sagte Oma vorwurfsvoll. – Susi deckte es zu mit fröhlichem Geplapper. „Und dann kamen welche in der Pause zu mir und beschwerten sich, dass sie keine Bonbons bekommen haben. Aber ich hatte doch keine mehr. Da haben sie zu denen ganz böse hingeguckt, und auf einmal waren die ganz alleine. – Aber, Oma“, Susi fiel noch etwas ganz Wichtiges ein. „Warum sagen die Franzosensuse zu mir?“

Oma seufzte. Sie konnte sich nicht mehr drücken. Heute lag ein fröhlich plapperndes Enkelchen an ihrer Brust, kein verzagtes, kleines Mädchen. So fiel ihr das Sprechen leichter.

„Es war noch Krieg“, begann sie. „Deine Mutti war ein schönes junges Mädchen, lustig und aufgeweckt. Sie sah aus wie ich.“ In der guten Stube hing Omas verblichenes Jugendbild, eine

junge Dame mit großen Kulleraugen und bis auf die Schultern reichenden schwarzen Locken. Sie wollte auch einmal so schön aussehen. – „Im Rittergut arbeiteten französische Zwangsarbeiter. Weil die jungen Mädchen vom Dorf auf den Feldern arbeiten mussten, kam Mutti mit ihm zusammen. Sie hatten einander lieb, und dann warst du auf der Welt. Aber es durfte niemand erfahren, sonst wären deine Mutti, der Franzose und auch du weggebracht worden. Für Mutti und den Franzosen war es verboten, einander lieb zu haben. Mutti musste sagen, sie wisse nicht, wer der Vater sei. Das war schlimm, aber nicht so schlimm wie die Wahrheit. Einige wussten sie, verrietten aber nichts. Nach dem Krieg konnten sie die Wahrheit sagen, deine Mutti und der Franzose. Er hat dich auf dem Arm gehalten und alle waren froh. Doch über Nacht wurden die Zwangsarbeiter in Güterwagen abtransportiert. Da hat deine Mutti sehr geweint. Und im Dorf wollte man Mutti nicht mehr leiden. Einmal kamen Schausteller mit Karussells und Losbuden und so. Mit denen ist Mutti mitgezogen, weil die Leute sie nicht als Franzosenhure verspotteten.“ – „Das ist aber gemein!“ – „Nicht alle waren so. Aber es gibt immer schlechte Menschen, die sich am Unglück anderer weiden. Deine Mutti konnte sich nicht gut wehren. Da ist sie weg, und hat dich bei uns gelassen.“

Susi lehnte sich eng an Oma. Sie dachte angestrengt nach, aber verstand vieles nicht. Sie hob es auf. Es wird warten, bis sie es ganz verstehen kann. Eines wusste sie schon und will damit weiter leben: „Aber ich kann mich wehren, Oma. Ich mach es besser als meine Mutti.“ – „Nicht so vorlaut, Susi. Versündige dich nicht! Du weißt noch zu wenig vom Leben.“ – „Aber wehren ist richtig, nicht wahr?“ – Oma streichelte ihre Enkelin. – Die war zufrieden. So wie es war, war es schön. Angst vor anderen Kindern gab es nun nicht mehr.

Draußen schien jetzt Sonne. Aus Susi war Suse, das Schulkind, geworden.